



Status quo – Winter 2021

von Elisabeth Schawerda

Belagert von einer nie für möglich gehaltenen Wirklichkeit

im spärlichen stacheligen Winterlicht
Versuche, aus Nebelfetzen Gedanken zu formen
über die ars moriendi.

Die Muse trägt Maske, ihr Flüstern ist kaum zu verstehen.
Sie zeigt auf die Strecke, die lang ist zu Land und zu Wasser.
Bleich sind die Leiber, die Tage und Wochen.
Immergrün und winterhart ist der Lorbeer.
Reiß ein Blatt ab! Tauch es ins Blut des Erinnerns!
Erinnern muss sein.

Die Welt hält sich kaum in den Angeln,

an denen der Rost frisst.
Ein Grauen, uneingestanden, lastet über den Dächern.
Wie sind sie vorbei, die unbekümmerten Tage!
Erinnerung flackert auf und verlöscht,
während am Herd die bitteren Früchte garen.
Und der Wein, macht er noch fröhlich wie früher?

Ein Winter mit seinen Wunden und Wärmestuben

unter kahlem Lindengeäst,
verschlossenen Hütten, verpackten Ringelspielpferdchen.
Kein Punsch, kein Kinderstiefel.
Im Schnee die Schriftzeichen der Krähen.
Man gewöhnt sich. Atmet still unter Masken.
Doch andere schreien,
verlangen Freiheit für Krankheit und elendes Sterben.

Das einsame Denken –

verzehrt es sich nicht wie die Kerze?
Dann bleibt noch ein bisschen Rauch
und der Geruch nach verbrauchter Luft.
Eine gewesene Anwesenheit
ein verschwindender Schatten
ein verklungenes Echo.
Gedanken und Hände berühren sich nicht,
sind einander nicht Nahrung.
Träge Blässe löscht jede Wärme aus.

Waffenlager werden gefunden.

Was haben die Menschen vor?
Sich auszulöschen mit Stumpf und Stiel?
Und wer soll bleiben? Die Mörder?
Wir haben die Seuchen, wir haben die Kriege,
Ertrinkende und Erfrierende,
Verhungernde und Tausende, die vergeblich fliehen.
Wozu noch Waffenlager samt Tonnen von Munition?



Eva Meloun: Fliege fort, fliege fort ...

Salzige Worte, verkrustend, müde Sätze.

Die Zukunft sieht wie Vergangenheit aus.
Vögel, Wälder, Hoffnung verschwinden.
Nur Mauern wachsen, Zäune und Stacheldraht.
Gewohntes vergeht. Fahle Fremdheit an seiner Stelle.
Würde nicht hin und wieder ein Kind geboren,
wo gäb es noch Zuversicht?

Advent

und kein Duft nach Nelken und Zimt.
Kein Glühweinaroma. Corona-geruchlos
die leere Luft. Stummheit und Stille im Park.
Mit nichts kündigt sich Weihnachten an.
Die Zeit hat keine Seele.
Im Spiel des harten Winterlichts,
das messerscharf durch kahle Zweige stürzt,
spürst du nur Blendung,
die noch einsamer macht.

Täglich tänzeln sie über den Bildschirm.

Stechschritt, Pirouette, plié grand jeté.
Doppelgänger, Dorian Grays.
Die Originale kennen wir nicht.
Wir kennen nur dieses Bild ihrer selbst.
Die eingelernte Choreographie der Macht,
freundlich, höflich und erbarmungslos.
Wir sind ihr Publikum.
Doch die unlöschbaren Spuren der Sprache,
der Sätze, auch jener ohne Kontext –
gefangen verfangen im Netz.